

*Und dann  
kamst du*

VAELIS VAUGHAN  
AKIRA ARENTH

# UND DANN KAMST DU

*Gay Christmas Romance*

## KLAPPENTEXT

Elias ist ein junger, schwuler Mann, der aufgrund widriger Umstände noch nie einen festen Freund hatte. Besonders zu Weihnachten leidet er darunter, allein zu sein, doch durch seine enorme Schüchternheit schafft er es einfach nicht, jemanden kennenzulernen. Zwar hat er sein Stottern inzwischen ganz gut im Griff, aber seine Angst, bei einem Date etwas falsch zu machen, ist so groß, dass er sich lieber gar nicht erst verabredet und sich damit zunehmend selbst isoliert. So bleiben ihm letztlich nur noch die Arbeit in seinem kleinen Einzelbüro und sein Zuhause - Orte, an denen er kaum Gelegenheiten hat, jemanden kennenzulernen. Da er sich jedoch nichts sehnlicher wünscht als einen liebevollen Partner an seiner Seite, ringt er sich in seiner Verzweiflung schließlich dazu durch, sein Ersparnis und das diesjährige Weihnachtsgeld für eine männliche Real-Doll auszugeben. Obwohl diese nur aus Metall, Plastik und Silikon besteht, gibt sie ihm für eine Weile das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Der künstliche Freund wird jedoch zu einem ziemlich peinlichen Problem, als kurz vor den Feiertagen völlig unerwartet Azubi Simon in Elias' Büro platzt und schon bald unübersehbares Interesse an seinem zurückhaltenden Kollegen zeigt.

*Eine witzige, locker fluffige Weihnachtsgeschichte fürs Herz - über Pannen, Glühwein und muffige Klamotten an heißen Kerlen.*

# INHALT

<b>Kapitel 1</b>	<b>007</b>
Kälte	
<b>Kapitel 2</b>	<b>021</b>
Ein Ausweg	
<b>Kapitel 3</b>	<b>033</b>
Der Kerl in der Kiste	
<b>Kapitel 4</b>	<b>047</b>
Der Frettchenmann	
<b>Kapitel 5</b>	<b>073</b>
Plasticman vs. Realman	
<b>Kapitel 6</b>	<b>087</b>
Lass es Liebe sein	
<b>Nachwort</b>	<b>117</b>
<b>Danksagungen</b>	<b>129</b>
<b>Impressum</b>	<b>130</b>

# KAPITEL 1

---

## KÄLTE

**A**ls ich die Tür zu meiner Wohnung hinter mir geschlossen habe, lehne ich mich von innen dagegen und atme tief durch.

›*Endlich daheim.*‹

So kurz vor Weihnachten könnte man meinen, die Leute hätten alle kein Zuhause. Die Straßen werden immer voller und das Gedränge in den Bahnen wird von Tag zu Tag unerträglicher.

›*Vielleicht sollte ich mir doch ein Auto anschaffen,*‹ kommt mir mal wieder in den Sinn, auch wenn ich weiß, dass es absolut unvernünftig wäre. Unser Bürokomplex befindet sich in der Innenstadt, wo es so gut wie nie freie Parkplätze gibt, und das Parkhaus gegenüber ist unverschämt teuer. Zudem ist die Straßenbahnhaltestelle keine zweihundert Meter von meiner Haustür entfernt. Mit der Bahn fahre ich gerade mal neun Stationen und kann praktisch direkt vor der Firma aussteigen. Trotzdem ist es jedes Mal die Hölle für mich.

Ich öffne die Augen und beobachte die kitschige, weiße Winkekatze auf meinem schwarzen Hochglanzsideboard. Was mich geritten hat, mir eine Maneki-Neko zu kaufen, kann ich mir bis heute

nicht erklären. Vielleicht gefällt mir einfach der Gedanke, dass mir irgendwer auf Wiedersehen sagt, wenn ich die Wohnung verlasse, und mich begrüßt, wenn ich heimkomme? Ja ich weiß, ziemlich erbärmlich, denkt man mal genauer darüber nach, aber ich bin jetzt schon so lange Single, dass selbst das monotone, aerodynamisch angetriebene Schaukeln eines Keramikarms besser ist als nichts.

Kurioserweise muss ich beim Anblick der dicken, weißen Katze mit den großen Augen immer an meine Mutter denken. Nein, sie warf nicht mit Pralinsprüchen um sich, sondern mit viel abgedroscheneren Lebensweisheiten wie: »Zu jedem Topf gibt es einen passenden Deckel!«

Tja. Nur blöd, dass ich offenbar eine Pfanne bin.

Ich lege meine Schlüssel in die dafür bereitstehende Glasschale - auf eine Serviette, denn ich kann das Geräusch von klirrendem Metall auf Glas auf den Tod nicht leiden. Eine Holzschale wäre sicher eine Alternative, würde aber vom Stil her nicht in meinen Flur passen. Deshalb habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, es irgendwann zu schaffen, das Bund vollkommen klimperfrem abzugeben, und Übergangsweise hilft mir dieses feine, Geräusche schluckende Stück Zellstoff.

Vorsichtig ziehe ich meinen anthrazitfarbenen Mantel aus, hänge ihn auf und beobachte für einen Moment die kleinen Schneeflocken, die noch immer auf seinem dichten Filzgewebe liegen. Sie schmelzen bereits, versickern oder laufen langsam über die groben Fasern, weshalb ich Zeitungspapier auf den

Boden darunter lege, das ich extra für solche Zwecke in einer Schublade meines Sideboards aufbewahre.

Ich streife meine Stiefel ab, stelle sie drauf und schlüpfte in die dunklen Hüttenhausschuhe aus Schurwolle, mit denen ich anschließend durch meine kühle Wohnung schlurfe. Bibbernd reibe ich mir dabei über die Arme. Es ist empfindlich kalt geworden in den letzten Tagen, also beschließe ich, der Energiepreiserhöhung zum Trotz, die Heizung höher zu drehen.

Als ich das Rauschen des heißen Wassers höre, wie es in den Heizkörper strömt, drücke ich meine Beine gegen diesen, lasse mich langsam aufwärmen und hänge noch einmal meinen Gedanken nach. Das tue ich in letzter Zeit wieder ziemlich oft. Manchmal habe ich das Gefühl, ich würde zu einer Art Winter-Zombie mutieren, sobald ich meine Bude betrete.

*›Kaum zu glauben, dass wir schon wieder Dezember haben ... die Jahre rasen immer schneller dahin und nichts ändert sich.‹*

Ich seufze und erinnere mich daran, was ich mir Ende letzten Jahres alles geschworen hatte, denn ich hatte die gesamten Feiertage über alleine auf der Couch rumgehungen und meine Nachbarn nicht nur einmal mit meinem Geheule genervt.

*›Einen Weihnachtsbaum wollte ich mir zulegen oder wenigstens ein Fichtenduftspray, damit es in der Wohnung nach Tanne riecht.‹*

Bisher hab ich nicht mal einen Schwibbogen,

geschweige denn Christbaumkugeln und ähnlichen Schmunzius.

›Ja ... Weihnachtsdeko ... und einen festen Freund. Ich wollte endlich ernsthaft daran arbeiten, jemanden kennenzulernen.«

Es ist nicht so, dass ich es nicht versucht hätte! Mehrfach wagte ich mich in die Höhle des Löwen, das heißt in ein Flirtportal für schwule Männer, aber es hat halt irgendwie nie geklappt.

Na ja, *irgendwie* stimmt nicht, wenn ich ehrlich bin, denn ich kenne die Gründe, warum es nicht funktioniert. Es liegt nicht daran, dass ich hässlich bin. Das bin ich nicht ... glaube ich. Zumindest habe ich immer überraschend viele Nachrichten bekommen, die mit ›Hey Süßer‹ oder ›Hallo Sweetheart‹ begannen.

Wäre ich eine Frau, würde man mich sicher als *graue Maus* betiteln. Wenn ich am PC sitze, trage ich notgedrungen eine Brille und mein Kleiderschrank beinhaltet ausschließlich farbentsättigte Kleidungsstücke, denn was anderes steht mir nicht. Außerdem traue ich mich nicht zum Friseur und kürze mir meine mischmaschbraunen Zotteln immer selber, sobald sie mir zu lang werden. Das ist dann zwar meist nicht besonders schön, aber es schont meinen Geldbeutel, und der schiefe Schnitt fällt sowieso keinem auf, da ich außerhalb meiner Wohnung immer einen Zopf trage. Trotz der miserablen Frisur würde ich wahrscheinlich sogar ganz gut in das Klischee der *nerdigen Kollegin* passen, die urplötzlich zur Sexbombe mutiert, wenn sie sich auf der Betriebsfeier betrunken die Schlabberklamotten vom

Leib reißt, die Haare öffnet und die Brille absetzt. Gesetzt den Fall, dass ich jemals auf eine solche Veranstaltung gehen würde ... und Brüste hätte.

Na jedenfalls gab es im Netz schon den ein oder anderen Kerl, der mich heiß fand und mit dem ich mich auch gut verstand, aber die meisten wollten ihre Zeit nicht mit Schreiben verschwenden und sich lieber direkt mit mir treffen. Doch genau da liegt der Knackpunkt.

Ich bin megascheißenmaximalschüchtern! Also nicht nur so *niedlich kichernd die Hand vor den Mund halten schüchtern*, weil man beim ersten Kuss gefurzt hat, sondern *so richtig schüchtern*! Mit schwitzigen Händen, Herzrasen, heißer Birne und kalten Eiern, samt unverständlichem Gebrabbel, sobald jemand vor mir steht, den ich mag.

Das heißt natürlich nicht, dass ich keine körperliche Nähe will, aber ich muss eben erst ein gewisses Vertrauen zu einer Person aufbauen, ehe ich in die Vollen gehen kann, und diese Geduld haben die meisten Homos einfach nicht.

Das Paradoxe an der Sache ist: Wenn ich nichts sage, die Sache laufen lasse und nur immer wieder neue Ausreden erfinde, warum ich mich noch nicht treffen kann, bezeichnen sie mich irgendwann als Catfish und blocken mich. Bin ich aber von Anfang an ehrlich und warne vor, dass ich wenigstens drei bis vier Wochen brauche, ehe ich mich mit jemandem treffe, weil ich sehr schüchtern bin und bis heute stottere, sobald ich nervös werde, blocken sie mich ebenfalls. Wenn mein Gegenüber nicht ganz so unhöflich war, schickte er mir zumindest noch eine



letzte Nachricht, wie: ›Okay, danke für die Info, aber das dauert mir dann doch zu lange. Trotzdem alles Gute‹, und blockte mich danach.

Es war einfach zum Verzweifeln.

Irgendwann war ich so deprimiert, dass ich sogar meine Mutter um Rat fragte. Nachdem sie mich eine Weile mit dämlichen Kalendersprüchen beworfen hatte, organisierte sie mir einen Termin bei einer ihrer Freundinnen, einer Verhaltenspsychologin namens Dr. Ursula Dünnbier! Ich wollte ja aktiv etwas verändern, also ging ich hin und die Ärztin gab mir Strategien an die Hand, um meine Schüchternheit zu überwinden. Daraufhin verabredete ich mich sogar, doch in letzter Minute bekam ich immer kalte Füße. Wenn ich es tatsächlich schaffte, meine Wohnung zu verlassen, mich in die stets rammelvolle U-Bahn zu kämpfen und die ebenso überfüllten Plätze zu überqueren, um in das Café zu gelangen, in dem wir uns verabredet hatten, war ich meist schon so schweißgebadet, dass ich es nicht mehr wagte, meinem Date unter die Augen zu treten. Manchmal versteckte ich mich sogar noch in einer Seitenstraße und beobachtete von dort verzweifelt, wie mein potentieller Partner an einem der Tische saß, fein zurechtgemacht und ohne jegliches Anzeichen von Stress. Es war zum Mäuselken.

Jedes Mal beschwor ich mich murmelnd mit den kraftgebenden Mantras von Frau Dr. Dünnbier, die mir helfen und mir Mut geben sollten: »*Er wird es verstehen! Es ist nicht schlimm, wenn du anfängst zu stottern oder dass du verschwitzt bist. Vielleicht findet er das sogar niedlich! Hauptsache, du gehst hin!*« Doch je länger ich meinen Schwarm anstarrte, desto mehr füllten sich meine Beine mit Blei, und zu guter Letzt

stieg auch noch eine fiese Übelkeit in mir auf, die mit jedem Schritt auf den Kerl zu schlimmer wurde.

Wahrscheinlich bin ich der einzige Mensch auf Erden, der keine Schmetterlinge im Bauch hat, wenn er sich verliebt, sondern Polka tanzende Rüsselschweine.

Kurzum: Meine Datepartner in spe wurden über kurz oder lang ungeduldig, manche sogar wütend, sahen andauernd auf ihre Uhr und gingen irgendwann, während ich, völlig niedergeschlagen, keine zehn Meter entfernt stand.

Schließlich gab ich auf oder besser gesagt: Ich verlor den Elan. Dafür hab ich jetzt WLAN, also was solls.

Einige Menschen rufen sich gerade vor meinem Wohnhaus etwas zu und reißen mich so aus meinen Erinnerungen. Ich ziehe vorsichtig die weißen Chiffonvorhänge zurück, um nach unten auf die Straße zu sehen. Es sind drei Männer und zwei Frauen, sicher nicht viel älter als ich, dick eingepackt in Wollmützen, Schals und gefütterte Jacken. Nur die glitzernden Pumps der Damen passen nicht ins Bild. Offenbar wollen sie auf eine Party. Warum auch nicht? Immerhin ist Freitagabend. Viele Menschen werden an diesem Wochenende ausgehen, sich ungezwungen mit Freunden treffen, feiern und flirten.

Für mich ist das unvorstellbar. Wenn ich nur daran denke, mich in eine verrauchte, überfüllte Bar zu setzen, eingequetscht zwischen unzähligen, angetrunkenen Leuten, bekomme ich Schweißausbrüche. Wenn ich mich dann auch noch auf eine Tanzfläche begeben müsste, auf der mich alle fünf Minuten jemand anrumpelt oder schlimmstenfalls

anspricht - würde ich sterben!

*›Nein. Würde ich nicht. Selbstverständlich nicht. Niemand stirbt, nur weil er angesprochen wird, das hat mir Dr. Dünnbier doch mehrfach eingebläut!‹*

Die Psychologin war wirklich nett. Na ja, nicht *sehr nett*, aber nett. Distanziert, ergebnisorientiert auf jeden Fall und direkt. Sie gab mir sofort mehrere Folgetermine, weil sie meinte, meine Probleme säßen tiefer und meine sozialen Kontaktschwierigkeiten seien nicht so schnell wegzuthrapieren, wie ich das gerne hätte. Ich müsse lernen, mich meinen Dämonen zu stellen, Situationen, die mich herausfordern, regelrecht suchen und dürfe mich auf keinen Fall noch mehr einigeln, denn das würde alles nur schlimmer machen.

Ich war nur einmal bei ihr und ging danach nie wieder hin.

Nein, nicht einfach so. Ich habe schon einen Grund, denn die Fassade ihrer Praxis wurde gerade renoviert und deshalb stand dort ein Haufen Bauarbeiter vor ihrer Tür, durch den ich mich ganz sicher nicht nochmal gewagt hätte! Also erschien ich nicht mal mehr zum zweiten Termin.

Ich meine, mal ehrlich, was hat sie denn erwartet? Ich kenne nicht mal meine direkten Nachbarn, weil ich jedes Mal erst durch den Türspion gucke und in den Hausflur horche, bevor ich die Wohnung verlasse. Aber dem Krach und den Streitereien nach zu urteilen, die ich manchmal durch die dünnen Wände mitverfolgen muss, ist es wahrscheinlich auch besser so. Selbst mit meinen Kollegen, die ich seit fast zehn Jahren täglich sehe, habe ich bisher kaum eine Handvoll Sätze gewechselt. Ein ent-

spanntes Zusammensein, lockere Gespräche und ganz normale zwischenmenschliche Interaktionen sind für mich beinahe unmöglich. Fremde halten mich daher oft für sonderbar. Sie interpretieren Arroganz in mein Verhalten und glauben, ich würde mich schlichtweg für etwas Besseres halten, obwohl genau das Gegenteil der Fall ist.

Jedenfalls werde ich mich da ganz sicher nicht zweimal die Woche durch eine Horde breitschultriger, bärtiger, notgeiler, heißer Bauarbeiter zwingen, von denen mir jeder ganz sicher an der Nasenspitze ansieht, dass ich auf Kerle wie sie stehe.

*»Wenn doch nur wenigstens dieses verfluchte Stottern nicht mehr wäre!«*

Es begann ganz simpel mit einem derben Schlag auf die Brust, den mir ein fieser kleiner Junge auf dem Hof der Vorschule mit einem Fußball verpasste, weil ihm mein Ducktales-T-Shirt nicht gefiel. Für einen Moment blieb mir die Luft weg und als Nächstes klappte ich zusammen wie ein Kartenhaus im Wind. Seit diesem Tag stottere ich – entgegen der gängigen Meinung aller Logopäden, bei denen ich anschließend war und die die Auffassung vertraten, Stottern könne weder vererbt noch durch einen Unfall ausgelöst werden. Mein Vater hatte in seiner Jugend jedoch ebenfalls Sprachprobleme, drum bin ich davon überzeugt, eine gewisse Veranlagung war irgendwie immer da und wurde durch diesen Vorfall geradewegs ans Licht geholt. Was das für mich im Grundschulalter und später in der Schule an Häme und Spießrutenläufen nach sich zog, versuche ich bis heute zu verdrängen.

Es ist übrigens interessant zu sehen, wie auch

erwachsene Menschen auf einen reagieren, sobald man zu stottern beginnt. Zuerst sind viele belustigt, weil sie denken, man hätte sich nur versprochen. Danach reden sie auf einen ein, als wäre man zurückgeblieben: »Ganz ruhig, immer schön langsam.« »Erst nachdenken, dann sprechen.« Oder, mein persönlicher Hass-Favorit: »Du brauchst nicht aufgeregt zu sein, ich tu dir doch nichts.«

Oh wie ich diese Phrasen verflucht habe! Schlimmer war es nur noch, wenn andere meine Sätze - meist inhaltlich falsch - zu Ende brachten, weil sie sich meine gestammelten, immer gleichen Silbenwiederholungen nicht mehr anhören konnten.

Es dauerte Jahre, bis ich eine gute Vorgehensweise gefunden hatte, die Stottere im Alltag möglichst zu vermeiden. Irgendwann wusste ich, wo ich hakte, denn meistens waren es die mit A, E, I, O oder U beginnenden Wörter, die mir zu schaffen machten. Demzufolge arbeitete ich stetig an meinem Wortschatz und so wurde aus Orang-Utan ein *rot behaarter Primat* oder aus Ameise ein *kolonial lebendes Waldinsekt*. Zwar verstanden mich die anderen dann auch nicht unbedingt besser und hielten mich zudem für überheblich, aber ich fühlte mich wenigstens nicht mehr wie ein totaler Vollpfosten, dem man Teile des Gehirns amputiert hatte. »Vermeidungsstrategie«, nannte das meine Logopädin und verbot mir diesen Weg sogar. Da allerdings keine ihrer Sprechhilfen je bei mir funktioniert hatte, schiss ich auf ihr Verbot und weigerte mich, weiter zu ihr zu gehen.

In gewissen Situationen, wie zum Beispiel dem Telefonieren, bei dem man unumschreibbare Dinge wie

Namen und Adressen aussprechen muss, oder wenn ich mich nur schwer konzentrieren kann, habe ich bis heute. Meine Technik ist also nicht fehlerfrei. Allerdings habe ich gleichfalls bemerkt, dass ich nicht stottere, sobald ich schauspielere! Das ist seltsam, oder? Tue ich so, als sei ich jemand anderes, ändere dabei meine Stimmlage sowie Mimik und Gestik, stottere ich nicht mehr. Ergo: Wenn ich nicht *ich* bin, bin ich besser.

»Selbstgeißelnde Umkehrschlüsse«, nannte das Dr. Dünnbier, aber zu der gehe ich ja nicht mehr.

Seufzend wende ich mich nun vom Fenster und dem Geschehen vor dem Haus ab und nehme mir aus dem Kühlschrank das einzig Weihnachtliche in meiner Wohnung: einen zwei Liter Tetrapack Glühwein. Damit befülle ich meine bauchige Lieblingstasse, bevor ich sie in die Mikrowelle stelle und erhitze. In der Zwischenzeit schlüpfe ich aus meiner Anzughose und ziehe auch das Hemd aus, um beides gegen etwas Gemütlicheres zu tauschen. Dann piept es. Ich schnappe mir den Suff sowie meinen Laptop und fläze mich auf meine schwarze Wildledercouch, um den Feierabend einzuläuten.

*Leseprobe Ende.*